

## Die Sicherung des Wahlgeheimnisses.

Die jüngst vom Reichstag angenommene Vorlage zur Sicherung des Wahlgeheimnisses, trägt den offiziellen Titel: Bekanntmachung, betreffend Abänderung des Wahlreglements vom 28. Mai 1870.

Die geänderten Paragraphen lauten:

§ 9.

Der Tag der Wahl wird vom Bundespräsidenten festgesetzt. Die Wahlhandlung beginnt um 10 Uhr Vormittags und wird um 7 Uhr Nachmittags geschlossen (§ 17.)

§ 11.

Der Tisch, an welchem der Wahlvorstand Platz nimmt, ist so aufzustellen, daß er von allen Seiten zugänglich ist. Auf diesen Tisch wird ein verdecktes Gefäß (Wahlurne) zum Hineinlegen der Stimmzettel gestellt. Vor dem Beginn der Abstimmung hat sich der Wahlvorstand davon zu überzeugen, daß die Wahlurne leer ist.

Die Stimmzettel müssen von weißem Papier und dürfen mit keinem Kennzeichen versehen sein (§ 10 Abs. 2 des Gesetzes); sie sollen 9 zu 12 Zentimeter groß und von mittelstarkem Schreibpapier sein und sind von dem Wähler in einem mit amtlichem Stempel versehenen Umschlag, der sonst kein Kennzeichen haben darf, abzugeben. Die Umschläge sollen 12 zu 15 Zentimeter groß und aus undurchsichtigem Papier hergestellt sein; sie sind in der erforderlichen Zahl bereitzuhalten.

Es ist entweder durch Bereitstellung eines oder mehrerer Nebenräume, die nur durch das Wahllokal betretbar und unmittelbar mit ihm verbunden sind oder durch Vorrichtungen an einem oder mehreren von dem Vorstandsstische getrennten Nebentischen Vorkehrung dafür zu treffen, daß der Wähler seinen Stimmzettel unbeobachtet in den Umschlag zu legen vermag.

Ein Abdruck des Wahlgesetzes und des Reglements ist im Wahllokal auszulegen.

§ 15.

Der Wähler, welcher seine Stimme abgeben will, nimmt von einer durch den Wahlvorstand in der Nähe des Zuganges zu dem Nebenraum oder Nebentisch (§ 11 Abs. 4) aufgestellten Person einen abgestempelten Umschlag an sich. Er begibt sich sodann in den Nebenraum oder an den Nebentisch, wo er seinen Stimmzettel unbeobachtet in den Umschlag steckt, tritt an den Vorstandstisch, nennt seinen Namen sowie auf Erfordern seine Wohnung und übergibt, sobald der Protokollführer den Namen in der Wählerliste aufgefunden hat, den Umschlag mit dem Stimmzettel dem Wahlvorsteher oder dessen Vertreter (§ 12), der ihn sofort uneröffnet in die Wahlurne legt.

Wähler, welche durch körperliche Gebrechen behindert sind, ihren Stimmzettel eigenhändig in den Umschlag zu legen und diesen dem Wahlvorsteher zu übergeben, dürfen sich der Beihilfe einer Vertrauensperson bedienen.

Stimmzettel, welche die Wähler nicht in dem abgestempelten Umschlag oder welche sie in einem mit einem Kennzeichen versehenen Umschlag abgeben wollen, hat der Wahlvorsteher zurückzuweisen, ebenso die Stimmzettel solcher Wähler, welche sich in den Nebenraum oder an den Nebentisch (Abs. 1) nicht begeben haben.

Der Wahlvorsteher hat darauf zu halten, daß die Wähler in dem Nebenraum oder an dem Nebentisch (Abs. 1) nur so lange verweilen, als unbedingt erforderlich ist, um den Stimmzettel in den Umschlag zu stecken.

§ 17.

Um 7 Uhr Nachmittags erklärt der Wahlvorsteher die Abstimmung für geschlossen. Nachdem dieses geschehen ist, dürfen keine Stimmzettel mehr angenommen werden.

Die Umschläge werden aus der Wahlurne genommen und uneröffnet gezählt. Zugleich wird die Zahl der Abstimmungsvermerke in der Wählerliste festgestellt (§ 16). Er-

gibt sich dabei auch nach wiederholter Zählung eine Verschiedenheit, so ist dies nebst dem etwa zur Aufklärung dienlichen im Protokoll anzugeben.

§ 18.

Sodann erfolgt die Prüfung der Umschläge und Stimmzettel. Einer der Beisitzer öffnet jeden Umschlag, nimmt den Stimmzettel heraus und übergibt diesen dem Wahlvorsteher, der ihn laut vorliest und nebst dem Umschlag einem anderen Beisitzer zur Aufbewahrung bis zum Ende der Wahlhandlung weiterreicht.

Es kommen bei der Neuerung zwei Umstände in Betracht, die in der That für die Arbeiter von größter Wichtigkeit sind: die Sicherung des Wahlgeheimnisses und die Ausdehnung der Wahlzeit bis Abends 7 Uhr. So bedauerlich es ist, daß der Jollirraum nicht unter allen Umständen verlangt wird, so muß doch zugegeben werden, daß die Vorschrift im § 11, Absatz 4, derzufolge mindestens Nebentische vorhanden sein müssen, an denen „der Wähler seinen Stimmzettel unbeobachtet in den Umschlag zu legen vermag“, einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Verfahren bedeutet. Wir wollen hoffen, daß überall da, wo kein Jollirraum zur Verfügung steht, mindestens eine „spanische Wand“ oder eine ähnliche Vorrichtung, die es dem Wähler ermöglicht, seinen Zettel unbeobachtet, in das Koubert zu stecken, in Anwendung kommt.

Sehr zu beachten ist die Vorschrift, daß mit dem Glockenschlag 7 die Wahlhandlung geschlossen wird. Bisher wurden vielfach diejenigen Wähler, die noch vor 6 Uhr das Wahllokal betreten hatten, zur Wahl zugelassen, auch wenn sie bis Punkt 6 Uhr infolge größeren Andrangs nicht zur Zettelabgabe gelangen konnten.

Aufgabe unserer Genossen ist es, dafür zu sorgen, daß die große Mehrzahl der mit sozialdemokratischen Stimmzetteln gefüllten Wahlkouberts schon lange vor 7 Uhr in den Urnen liegen.

## Soziales und Parteileben.

### Streiks und Lohnbewegungen.

In Mainz sperren die Unternehmer 1500 Maurer aus. — Die Stuttgarter Glasergesellen haben Montag die Arbeit niedergelegt. Die Ursache bildet das ablehnende Verhalten der Innungsmeister, die sich gegenüber der Einladung der Lohnkommission zu Besprechungen ablehnend verhalten, während die nicht der Innung angehörenden Meister sich mit den Gesellen geeinigt hatten, unter dem Vorbehalt, daß auch die Innungsmeister dem Abkommen beitreten. In der Versammlung stimmten von 110 Anwesenden 71 für den Streik, 9 dagegen, während die Uebrigen sich der Abstimmung enthielten.

### Die Hiesigen Fabrikanten haben einen erneuten Einigungsversuch, der wiederum von den Geschäftsführern der Arbeiter ausging, ebenso abgelehnt wie die früheren. Die Fabrikanten wollen sich „weder auf direkte noch auf indirekte Verhandlungen mit den Organisationen einlassen.“

### Woher stammt die Leutenoth?

Der „Wosnischen Zeitung“ wird aus Grünberg in der Udermark geschrieben: Der Arbeiter Friedrich Borowski, ein evangelischer Masurarbeiter, stand in den Diensten des Ritterchaftsdirektors v. Stülpnagel-Dargitz in Grünberg. Im Februar 1902 mußte er von seiner Arbeitsstelle in Kleptow nach Grünberg übernommen werden, weil er krank gewesen war und hilfsbedürftig erschien, und er in Grünberg seinen Unterstuhlwohnsitz hatte. Dort erhielt er auch im Arbeiterhause eine Stube, die 3 und 4 1/2 Meter im Geviert hatte; eine Küche und Kammer hatte die Wohnung nicht. Borowski stellte den Antrag, ihm eine Invalidentaxe zu bewilligen, da er aber nach ärztlichen Gutachten noch über die Hälfte seiner Arbeitskraft verfügte, wurde sein Ansuchen abschlägig beschieden. In Grünberg hat er, wenn er nicht bettlägerig

war, für die Gutsherrschaft gearbeitet; er behauptet, in solchen Fällen täglich 50 Pfennige verdient zu haben, sicher ist nach seinem Kontobuche, daß er mit seiner Frau fast ausschließlich von Kartoffeln gelebt hat. Aber auch in dem Kartoffelverbrauche hatte er sich sehr einzuschränken, da er im Monat nicht über einen Zentner hinausgehen durfte. Am 30. Januar dieses Jahres wurde ihm von Herrn v. Stülpnagel die Wohnung zum 1. April gekündigt, und am 19. d. M. wurde er, da er nicht ausgezogen war, weil er keine Unterkunft finden konnte, einem Beschlusse des Amtsgerichts Bräunow gemäß (mittelt) seine geringe Habe wurde auf die Straße gesetzt, wo sie bald im Schnee begraben lag. Borowski wandte sich in seiner Noth an den Landrath in Prenzlau und erhielt zur Antwort: „Herr v. Stülpnagel giebt Obdach in Knausthal“. Das Vorwerk ist 2 1/2 Kilometer von Grünberg entfernt; ein Fuhrwerk konnte Borowski aber nicht erhalten, und somit liegen seine Habseckheiten noch immer auf der Straße. Die Lage des Unglücklichen ist geradezu zum Jammern und zum Weinen, zumal er seit dem 1. April keinen Pfennig mehr verdient hat. Ist in dem großen, reichen Berlin Jemand, der barmherzig ist und seine milde Hand aufstun mag, der großen Noth des alten, kranken Arbeiters zu steuern? — Kommentar überflüssig!

### Die Chicagoer Lehrerschaft dem Gewerkschaftsbund beigetreten.

Auch Amerika ist ein wildes Land, so schreibt die „Welt am Montag“. Mit Entsetzen werden deutsche Schulmänner die Kunde vernehmen, daß die Vereinigung der Lehrer und Lehrerinnen der öffentlichen Schulen von Chicago der amerikanischen Föderation der Arbeit beigetreten ist. Ihre Delegierten erhielten Sitz und Stimme im Chicago central body, einer Körperschaft, deren Funktionen gleichartig sind denen des deutschen Gewerkschaftsverbandes. In der Versammlung, in welcher dieser Anschluß des Lehrpersonals von Chicago an die Arbeiterbewegung sich vollzog, hielt die Lehrerin Frau Margarethe Foley eine Ansprache, in der sie Folgendes ausführte: „Der Schritt, den wir heute thun, wird dazu beitragen, die Demokratie der Schule zu retten. Die Arbeiterbewegung ist die größte erzieherische Bewegung unseres Zeitalters. Ich sage das nicht, weil ich zu einer Körperschaft von organisierten Männern und Frauen spreche, sondern ich bin nach eingehendem Studium der Erziehungsprobleme zu diesem Schluß gekommen. Seit einigen Jahren herrscht an unseren Schulen eine Tendenz, welche befreit ist, uns dem autoritären und militaristischen Geiste entgegenzuführen. Denkende Männer und Frauen sind erschreckt über die Woge der Heuchelei, welche über unsere öffentlichen Erziehungsanstalten hereingebrochen ist. Man hat versucht, die Lehrer zu Werkzeugen der Autokratie herabzuwürdigen. Der heutige Tag ist ein Meilenstein in der Geschichte der Chicagoer öffentlichen Schulen; der Schritt, den wir thun, wird den demokratischen Geist in den Schulen wieder aufrichten. Die Verbindung der Lehrer mit der Arbeit heißt, daß die Macht der Privilegien in der Schule verschwinden wird.“ — Diese Frau Foley kann Gott danken, daß sie nicht an einer preussischen Schule angestellt ist, sagt dazu die „Bremer Bürgerzeitung“. Es würden ihr sonst die Selbstständigkeitsmüden und das unabhängige Nachdenken über wichtige Erziehungsprobleme bald gründlich ausgetrieben werden. Mit solchen Extravaganzen können sich unsere Schulaufsichtsbehörden nun einmal nicht befassen; das hat schon mehr als ein preussischer Schulmann erfahren, der thöricht genug war, sein volles Herz nicht zu wahren.

## Aus Nah und Fern

### Der Tod der Kadetten.

Zu der Affäre Hüffener wird der „Deutscher Zeitung“ aus Kiel geschrieben: Ein öh-

## Eine Mutter.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

I. Fortsetzung.

Henriette lächelte leise vor sich hin, denn den männlichen Entschluß sah sie an jedem solchen Markt, hätte sie sich aber wohl, ihn je auszuführen; denn die Wohnung lag ihm selber viel zu bequem und nahe beim Theater, um sie leichtsinnig aufzugeben. Er war eben verdrießlich heute, und da mußte man ihn austoben lassen; er wurde auch schon von selber wieder gut.

Jetzt freilich leuchtete sein Gesicht wie eine Wetterwolke mit seinen finstern zusammengezogenen Brauen, die Stirn in tiefen Falten und einen Ausdruck in den Zügen, als ob er die Welt hätte vergiften können. Da plötzlich, als ob eine Garbe von Leuchtwagen die dunkle Nacht erhellt, nahm er die Pfeife aus dem Munde — sein Gesicht strahlte von Freundschaft, und mit einer tiefen Verbeugung und dem verbindlichsten Lächeln vom Fenster aus Jemanden grüßend, der gerade unten vorbeiging, sagte er mit seiner wohlwollendsten Miene: „Daß Du den Hals brädest, Du verdammter schiefsehniger Halbke! Du — Du Leuteschinder — empfehle mich Ihnen gehorsam!“

„Wer geht denn da vorbei?“ sagte seine Schwester, eine Frau vielleicht hoch in den Dreißigen, aber ein liebes, freundliches, matronenhaftes Wesen, die lebend schien und auf dem Sopha lag.

„Der Herr Direktor,“ lächelte Henriette. „Wie der Schuft die Beine spreizt,“ sagte Pfeffer, der wieder seine alte, finstere Miene angenommen hatte, sobald der Direktor von unten nicht mehr herauf sah — breit-spüriger Mäusenfutscher — grüßt auch noch der — Heuchler!“

„Ach, Onkel, sieh nur, was da für reizende Kinder in der Equipage sitzen!“ rief Henriette, die von ihrer Arbeit

aufgeblickt, während Pfeffer noch immer giftig seinem Vorgesetzten oder Chef nachschaute. „Das sind gewiß Fremde, denn ich erinnere mich nicht, sie schon hier gesehen zu haben.“

Unten vor dem Fenster fuhr in diesem Augenblick ganz langsam, da die Pferde in dem Meschengewühl nur im Schritt gehen konnten, eine leichte, sehr elegante Equipage vorüber. Ein Kutscher in Livree führte sie, und im Fond derselben saßen ein Herr und eine Dame in Reifelleibern, während auf dem Rücksitz ein junges Mädchen — wahrscheinlich die Bonne — die größte Mühe hatte, zwei allerliebste Kinder, einen Knaben von etwa vier und ein kleines Mädchen von vielleicht dreieinhalb Jahren, ruhig auf ihren Sitzen zu halten. Und das schien in der That kein kleines Stück Arbeit, denn das lebendige Pärchen entdeckte in der neuen, regen Umgebung eine solche Menge von Merkwürdigkeiten, daß sie mit den kurzen Merkmalen nur immer da und dort hin deuteten und Vater und Mutter das gerade Bemerkte auf freischer That auch zeigen, ja, am liebsten hinaus und näher hinan wollten.

Die Eltern aber, die dem sie umwogenden Treiben kaum einen Blick schenkten, lächelten über die fröhliche Unruhe der Kinder und mußten nur selber mit beschwichtigten und ermahnen helfen, um ihren unruhigen Eifer zu zügeln. „Ja, das sind Fremde,“ sagte Pfeffer, der einen murrigen Blick nach der bezeichneten Richtung hinunterwarf; „es wimmelt ja von denen jetzt in Haspburg — vornehmste Pack — hochnastige Gesellschaft — was kümmern die uns!“

„Was das für eine reizende Frau und was für wunder-volle Haare sie hat!“ fuhr Jettchen fort.

„Ja, wie Deine Tante, Fräulein Bassini — ein echter Goldfuchs — wie nur ein Mensch an rothen Haaren Freude finden kann.“

„Aber sie sind doch nicht roth, Onkel — es ist das herrlichste Goldblond, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe.“

„Goldblond“, brummte Pfeffer verächtlich vor sich hin

— „Rothfuchs — was Du für einen Begriff von goldblond hast.“

„Du bist einmal verdrießlich heute, Onkel,“ lächelte Henriette, „und in der Stimmung hättest Du selbst am Himmelblau was anzusetzen.“

„Hätt' ich?“ brummte Pfeffer und qualmte stärker — „was die Jungfer Majewitz nicht Alles bemerkt. — Das da unten sind auch ein paar goldblonde Pferde, nicht wahr?“

„Das ist die Equipage des reichen Monford,“ sagte Jettchen, die wieder einen Blick hinausgeworfen hatte, aber zugleich auch, verlegen erröthend, ohne daß der Onkel jedoch etwas davon bemerkte, nach unten irgend Jemandem dankend grüßte.

„Die wälzen sich ordentlich in Gold,“ sagte Pfeffer — „Herr Gott, ist das nun Gerechtigkeit? Das Volk weiß nicht, wie es die Tausende, nur um sie los zu werden, zum Fenster hinauswerfen soll, und bei uns lang's manchmal knapp zu Kartoffeln und Härtingen!“

„Und wer weiß, ob sie so glücklich sind, wie wir!“

„Glücklich — was sollte denen an ihrem Glück fehlen? Alles, was sich ein Mensch nur möglicher Weise wünschen kann, wenn er recht unverschämmt ist, haben sie: eine große, reiche Familie, Sohn und Tochter, gesund und vornehm — bah, geh mir mit den Redensarten, die sich recht hübsch von der Kanzel herunter oder auf dem Theater ausnehmen: „Reichthum macht nicht glücklich“ — aber im wirklichen Leben — alle Teufel,“ unterbrach er sich plötzlich und nahm rasch die Pfeife aus dem Mund, „schneißelt da unten nicht schon wieder unser siebenundzwanzigster Liebhaber, unser Herr Rebe mit seinem klassischen Vornamen herum? Horatius Rebe — Horatius Cocles — jedenfalls Geschwisterkind mit einander — daß Dich die Miß nicht!“

„Aber, bester Onkel,“ lächelte Henriette, dabei doch etwas verlegen und jedenfalls mehr erröthend, als eigentlich nötig gewesen wäre — „was kann denn ein Mensch für

